Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 5 (1949)
Heft: 6

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen.

Johann Jakob Bachofens gesammelte Werke, Bd. 2 und 3: Das Mutterrecht, mit Unterstützung von Harald Fuchs, Gustav Meyer und Karl Schefold herausgegeben von *Karl Meuli*, Basel, Verlag Benno Schwabe & Co., 1948, 2 Bände, 1177 S., Ganzleinen Fr. 60.—.

Bachofens Hauptwerk mußte dem Herausgeber viel Mühe bereiten. Der zweite Abdruck (1897) war verunstaltet durch Fehler, die auch in die modernen Auswahldrucke überglitten. Die 1. Auflage (1861) war von technischen Mißgeschicken verfolgt. Die entsagungsvolle Reinigung der Textgestalt durch vier Basler Gelehrte hat jetzt ein editoriales Meisterwerk geschaffen. Der geringfügige Rest, der vom Manuskript erhalten ist, bot ein wenig Hilfe. Die vorliegende «dritte Auflage» konnte die allgemein beklagte Unlesbarkeit der ersten beträchtlich mildern. Durch Entflechtung von Text und Anmerkungen (Literaturverweisen, Exkursen) und durch Gliederung des Textes (Ueberschriften, lebende Kolumnentitel) «ist Licht in das Dickicht gekommen» (S. 1120). Auch sachliche Versehen wurden berichtigt, Zitate nachgeprüft und sachgemäß ergänzt, bibliographische Nachweise angemerkt, ein schonender Ausgleich erreicht zwischen modernen Bräuchen, die der Leser erwartet, und der historischen Erscheinung der ersten Ausgabe, die ein pietätsbeflissener Leser sogar aus dem jetzigen Druck unschwer und genau ablesen kann, wenn er das wünscht. Die meisten werden für die Anpassung an heutige Bedürfnisse dankbar sein, und wohl niemand wird auf den Gedanken kommen, diese philologischen Liebesdienste als «umständliche Pedanterie zu schelten» (S. 1127).

An ein Beseitigen aller «originalen Schönheitsfehler» hat *Karl Meuli* also nicht gedacht, den Urtext weder bearbeitet noch kritisiert, nur in der besterreichbaren Form dargeboten und sodann in einem Nachwort von über hundert Seiten stoffreich und lebensvoll kommentiert. Als Herausgeber des Gesamtwerks hat er für richtig befunden, in diesen Kommentar die Biographie Bachofens zu verweben. Er wird diese auf den ersten Blick überraschende Disposition wohl erwogen haben, und es bleibt da nur das Fehlen von Bildnissen zu bedauern,

die wir in Bd. 9 und 10 nachgeliefert zu erhalten hoffen. Auch wer für Lebens-, Zeit- und Ortsgeschichte nur beschränkt aufnahmefähig ist, liest gern diese anmutige Schilderung insonderheit der bisher so gut wie unbekannten Jugend, der Familie und der verschiedenen Lebenskreise, nächst Basels vor allem Berlins und Roms. Sodann dankt der Kulturhistoriker — sei es des 19. Jahrhunderts, sei es der von Bachofen umworbenen Frühzeit — Meuli ein überraschendes Maß von Aufhellung: wie dies singuläre Werk der Altertumswissenschaft entsprungen ist, mit seinem Glanz und seinen Schrullen, seiner genialen Schau, seiner großen Entdeckung, seiner ungenießbaren Anordnung und seinen Selbsttäuschungen.

In dem, was wir bisher wußten, hatte die literarische Nachgeschichte des Bachofenschen «Mutterrechts» seine Vorgeschichte verdunkelt. Lange bevor die Altertumswissenschaft mit dem Buch etwas anzufangen wußte, wurde es auf fatale Weise berühmt. Darwinisten griffen nach seinem bestialischen Urzustand, Marxisten nützten es für die freie Liebe und den Urkommunismus aus. Schwabing inszenierte in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg einen ästhetischen Bachofen-Kult mit hetäristischer Liebhaberei. Daß Bachofen gerade seine universalgeschichtliche Hauptthese nicht bewiesen hatte, kümmerte diese Korybanten wenig (und diejenigen Ethnologen, die seit *Grosse* vor der Jahrhundertwende der wirklichen Entdeckung Bachofens nahekamen, ignorierten die mißglückte Gesamtthese). Die Gestalt und das Wollen des erzkonservativen und tiefchristlichen Altbaslers versanken hinter einem neuen Mythos oder zweien. Sein bohrendes und grübelndes Forschen erschien wohl als bloße Attrappe für einen revolutionären Angriff auf christliche Ehe und bürgerliche Gesellschaft. Und noch als *Georg Schmidt* (1929) die in Bachofens eigener, analytisch atomisierter Darlegung verstreuten Elemente seines geschichtsphilosophischen Systems dankenswert deutlich herauspräparierte, lehnte er den «ganzen» Bachofen für seine Person ab, nämlich den autoritären Spiritualisten, dem es vor allem am Herzen gelegen hatte, die stets drohenden Rückfälle in «mutterrechtliche» Tendenzen verhüten oder überwinden zu helfen.

Methodisch war bisher vieles ungeklärt. Schmidt sah in

Bachofens übergewissenhaftem Umwenden jedes Quellentextes und jeder Tonscherbe mehr eine Verschleierung, die ein deduktiv-philosophischer Kopf anlegte, um in der historischen Wissenschaft durchzudringen. Bachofens Bedeutung, so meinte Schmidt, «trete über die Stufe der Wissenschaft hinaus in den Rang der Philosophie», und eine empirisch ungültige, weil wissenschaftlich überholte Philosophie der Geschichte behalte ihren Wert als philosophische Leistung, die eben einem Kunstwerk ähnele (Schmidt S. 17 f.). Nunmehr ist durch Meulis Aufdecken von Bachofens Entwicklungsgang, Quellen und Forschungsart Bachofens «Anspruch auf Historizität» (ebenda S. 18 ff.) durchsichtig geworden, und dementsprechend schränkt Meuli Schmidts Urteil ein (S. 1098). Treu blieb der Jurist, der noch mehr Altertumswissenschaftler war, der historischen Schule seiner Lehrer (Savigny, Boeckh, Ranke) ergeben. Die Interpretation von Texten und Denkmälern war ihm heilig. Immerzu war er bestrebt, «intuitiv Erkanntes und philosophisch-religiöse Gewißheiten an den Tatsachen der geschichtlichen Wirklichkeit zu prüfen» (S. 1086, vgl. S. 1091. 1098). Jene metaphysisch-unempirische Hochschätzung einer geistvollen Geschichtsphilosophie ohne historische Richtigkeit hätte er mit seiner richterlichen Wahrheitsliebe schneidend abgelehnt (ihm war schon Jacob Burckhardts Aesthetizismus z. B. angesichts scheusäliger Renaissance-Herren etwas zu viel). Der abgesagte Verächter alles liberalen Fortschrittsglaubens (einschließlich Theodor Mommsens Geschichtsauffassung) hatte nun freilich seinen eigenen religiösen Fortschrittsglauben. Sein Grundgedanke, den er mindestens seit 1855 fertig in sich trug (S. 1098), doch niemals in Systemform niedergeschrieben hat, ist — gemäß dem romantisch-gläubigen Hintergrund der historischen Schule, der er angehörte — irgendwie aus Texten geschöpft, die nach seiner Meinung bis an den Urgrund der Dinge zurückführten. Wir sehen jetzt dank Meuli genauer, wie der ganz persönliche religiöse Evolutionsglaube Bachofens sich geformt hat. Er ahnte den Weltprozeß etwa als christlicher Gnostizist, angeregt durch eine platonisierende Mythendeutung Plutarchs, die er gemäß seiner Traditionsehrfurcht in die Urzeit projizierte (S. 1089), und gemäß weiteren antiken Geist-Stoff-Spekulationen (S. 1107 und sonst). Reli-

giöse Sehnsucht hieß ihn, die Geschichte der Menschheit aus dem Fortschritt ihrer Religionsstufen zu verstehen. Sie leitete sein Forschen; sie galt es zu beweisen und nach der Empirie zu modifizieren. Ein schier unermeßlicher antiquarischer Sammeleifer zügelte freilich die rege Kombinationslust nicht so ausreichend, wie Bachofen selber glaubte. Die Fachgenossen mußten seine eigenbrötlerische Verehrung der Tradition, seine verwegenen Etymologien und Ursprache-Phantasien verwerfen. Sie sahen noch nicht, daß er geschichtlich Echtes in Sagen und zertrümmerten Resten alter Zustände ahnte und rechts- wie religionsgeschichtlich Neuland entdeckte. Auch diesen großen Fund hat er allerdings durch eine unbehütete evolutionistische Rekonstruktion der angeblichen «Sumpfkultur» der Urzeit selber in ein Irrlicht gerückt, das bis heute sektiererische Köpfe verwirrt.

Die Zwiespältigkeit der Bachofenschen Ergebnisse und Wirkungen hat Meuli behutsam dargelegt. Nach allzulanger Bachofen-Mode und Bachofen-Fälschung ist Werk und Persönlichkeit endlich in die nüchterne Diskussion eingereiht. Zu Meulis eigenen Ausführungen über das Gesamtproblem des sogenannten Mutterrechts ist mehr zu sagen, als im Rahmen einer Buchanzeige möglich ist. * Sie schließe mit vorbehaltlosem Dank an Herausgeber und Kommentator. Dem «zweiten» Humanismus zu Basel ist durch Pietät und Kritik, Organisationsgabe und Präzision des «dritten» ein Denkmal errichtet.

Bonn/Belfaux (Fribourg). *Fritz Kern.*

Sabatino Moscati, Storia e civiltà dei Semiti, Bari, Laterza & Figli, 1949, XV und 245 S., 4 Karten im Text und 32 Tafeln.

Noch immer liest man Th. Nöldekes Aufsatz «Zur Charakteristik der Semiten» in seinen «Orientalischen Skizzen» (1892) und seine «Semitischen Sprachen» (2. Aufl. 1899) mit Genuß

* Der Rezensent, der den 1. Bd. der neuen Bachofen-Ausgabe in der ThZ 1945/2 S. 144—146 rezensiert hat, wird in der ThZ einen Aufsatz über «Mutterrecht einst und jetzt, ein Kapitel aus der Religions- und Rechtswissenschaft» herausbringen. Im Anschluß an die Meuli'sche Ausgabe hat beim Basler Dies Academicus am 25. Nov. 1949 Walter Muschg seine Rektoratsrede über «Bachofen als Schriftsteller» gehalten (Basler Universitätsreden, 27. Heft, Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn, 1949, 32 S.). D. Red.

und Gewinn. Aber der Altmeister einer älteren Generation von Semitisten hatte zu den neuerschlossenen altorientalischen Quellen bereits kein persönliches Verhältnis mehr, und seitdem ist auf diesem Gebiet besonders viel gefunden und geforscht worden. Während es an guten Spezialwerken für die Teilgebiete nicht mangelt, fehlte indessen bisher eine auf der Höhe stehende Zusammenfassung und leicht verständliche Einführung, so daß das vorliegende Buch des Semitisten an der Universität Rom wirklich eine Lücke ausfüllt. Es behandelt nach einer anschaulichen Schilderung der von den Semiten bewohnten Gebiete und einer Erörterung von Name, Sprache, Rasse und Herkunft der Semiten die Babylonier-Assyrer, Kanaanäer, Hebräer, Aramäer, Araber und Aethiopier und orientiert da jeweils über Quellen, Geschichte, Kultur und Religion. Die notwendig knappe, aber flüssige Darstellung wird ergänzt durch sechs Seiten gut ausgewählter und bis 1949 reichender Bibliographie sowie die Beigabe von Tafeln, die neben den unvermeidlichen bekannten Bildern auch manch seltenes Stück bringen: eine Göttin aus Mari, jenen Berg- und Baumgott aus Assur, südarabische Reliefs und Inschriften, den abessinischen Tempel von Yeha, die Obelisken von Aksum usw.

Zur rechten Würdigung des Gebotenen muß man sich klarmachen, welch umfangreichen und überaus komplizierten Stoff — wie viel wäre z. B. schon zum Begriff «semitisch» und «Semiten» zu sagen — es hier in kurze und einfache Form zu bringen galt. Wir wissen dem Verfasser Dank, daß er sich durch solche Bedenken nicht hat abschrecken lassen, und beglückwünschen ihn auch dazu, wie er diese Aufgabe bewältigt hat. Nach Form und Inhalt könnte man sich das Buch im ganzen nicht leicht besser denken. Soweit man es bei seinem Umfang verlangen kann, orientiert es wirklich gut über die Hauptergebnisse der Forschung, u. a. auch schon über die Funde von Mari und Ugarit und über die neuesten Verschiebungen in der Chronologie des 2. Jahrtausends, und weiß die Eigenart der einzelnen Völker und die Leistung und Bedeutung der ganzen Völkergruppe anschaulich zu machen.

Das schließt natürlich nicht aus, daß man bei der Unmenge von Einzelfragen, zu denen der Verfasser, oft unausgespro-

chen, Stellung zu nehmen hatte, da und dort Wünsche und Bedenken anzumelden hätte. Wenn er z. B. richtig sagt, daß die Semiten keine reine Rasse seien, aber in ihrem Zusammenleben eine besondere Art entwickelt hätten (S. 24), so wäre da ein näheres Eingehen auf die anthropologische Frage, mag sie auch durch demagogisch-nationalistischen Mißbrauch in Verruf gekommen sein, doch erwünscht gewesen. Bei der Behandlung der Hebräer, die Kritik grundsätzlich, wenn auch im einzelnen zurückhaltend anerkennt (S. 119 ff., 150 ff.), bedürfte die Feststellung, daß neuere Entdeckungen die biblischen Daten bestätigen (S. 124. 138. 151 f.), mindestens der Präzisierung (s. dazu neuestens H. H. Rowley, Recent Discovery and the Patriarchal Age, Bulletin of the John Rylands Library 32, 1949); und dazu, ob die «plausibilità» einer Tradition auch schon ihre Geschichtlichkeit zu garantieren vermag (S. 124), hätte auch die volkskundliche Sagenforschung ein Wort zu sagen. In der S. 140 ff. gegebenen Skizze der israelitischen Religion in der Königszeit vermißt man die Reform des Josia. Caetanis und Huntingtons Theorie von der Austrocknung Arabiens als wichtigem historischem Faktor (S. 5 f. 26) ist doch sehr umstritten, von W. F. Albright, From the Stone Age to Christianity (1940, S. 72 ff., in der erscheinenden deutschen Ausgabe S. 100 ff.), scharf bekämpft. Daß das Arabische in vielen Fällen ursprünglicher ist als das Akkadische (S. 27), wäre dahin zu ergänzen, daß im Verbalbau das Akkadische sehr viel weiter zurückführt. Für die babylonischen Stufentürme (S. 88) sind die Belege für Schneckenrampen doch ziemlich unsicher, und die Zahl der Stufen bleibt in der Regel unter sieben. In den Funden aus Ugarit ist das hetitische Material (S. 96) archäologisch wie sprachlich verschwindend gering.

Basel. *Walter Baumgartner.*

Christian Maurer, Ignatius von Antiochien und das Johannesevangelium (Abhandlungen zur Theologie des Alten und Neuen Testaments, hrsg. von W. Eichrodt und O. Cullmann, Zürich, Zwingli-Verlag, 1949, 107 S., Fr. 9.80.

Die vorliegende Schrift ist ein sehr fördernder, klar und exakt geschriebener Beitrag zur Frage des Verhältnisses zwi-

schen Johannes und Ignatius, über den man sich sehr freuen kann. Gegenüber der herrschenden Meinung, die zwischen ihnen nur die Gemeinsamkeit der Anschauungen sah, zeigt der Verfasser im ersten Teil seiner Arbeit in überzeugender Weise, daß Ignatius das vierte Evangelium gekannt hat. Das ist, wie die neuesten Papyrusfunde (P^{52} und Pap. Egerton 2) zeigen, chronologisch durchaus möglich. Der zweite dieser Papyri zeigt zugleich die Art und Weise, in der damals neutestamentliche Stellen miteinander zu einem Zitatenmosaik verbunden wurden. Aehnliches findet sich im 1. Klemensbrief, bei Polykarp, Hippolyt u. a., in gewissem Sinn auch im Johannesevangelium selbst. Zwar sind nicht alle Beispiele gleich treffend. Bei den ersten zwei handelt es sich um Vermischung nah verwandter Varianten bzw. um sehr geringfügige Aenderungen, und bei Johannes ist zu fragen, ob nicht die Vermengung synoptischer Berichte stufenweise in der Tradition vor sich ging; denn daß Johannes solche Tradition kennt (z. B. für Ortsangaben, aber auch für ganze Geschichten wie die von der Hochzeit zu Kana), ist kaum zu bezweifeln. Aber jedenfalls ist klar, daß solche Zusammenstellung neutestamentlicher Zitate durchaus vorkam (wie übrigens ja auch im NT bei alttestamentlichen Zitaten: Mark. 1, 11 usw.). Eben diese Zitierungsweise finden wir häufig bei Ignatius, der z. B. trotz sicherer Kenntnis der Paulusbriefe kein einziges wortwörtliches Pauluszitat bringt. Dabei zeigt sich, wie meistens eine andere Stelle als «geheimes Störzentrum» wirkt. So läßt sich denn an drei Stellen bei Ignatius zeigen, daß er zwar keine wörtlichen Zitate aus Johannes bringt, wohl aber eine Kombination verschiedener johanneischer Stellen. Dabei sind die wörtlichen Anklänge so gewichtig und ohne wirkliche Parallelen in anderem Schrifttum, daß in der Tat Kenntnis des vierten Evangeliums bei Ignatius mit größter Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist.

Im zweiten Teil wird das theologische Verhältnis beider Schriften an Hand der Begriffe «Wahrheit, Einheit, Eucharistie» besprochen. Maurer betont zunächst bei Johannes den Unterschied zwischen ἀληθής, das im alttestamentlichen Sinn die Zuverlässigkeit und Treue einer Person ausdrückt, und ἀληθινός, das exklusiv das einzig Richtige, Normierende von

allem Unechten oder bloß Abgeleiteten unterscheidet. Maurer wird recht haben damit, wenn ich auch nicht überzeugt bin, daß der Sprachgebrauch *überall* durchgehalten ist (etwa an den von Maurer selbst erwähnten Stellen 4, 37; 19, 35 und besonders 6, 55, wo sich wohl doch der spätere Kommentator verrät). Bei Ignatius aber hat der Wahrheitsbegriff allen persönlichen Charakter verloren. Die Wahrheit ist eine selbständige Norm geworden, so daß weder die Treue noch die exklusive Einzigkeit des dahinter stehenden persönlichen Gottes mehr sichtbar wird. Etwas Aehnliches zeigt sich beim zweiten Begriff, wo Johannes vor allem die Einheit des Willens, Ignatius die des Kultes sieht. Etwas weniger überzeugend ist der zweite Unterschied, den Maurer feststellt, nämlich die Auflösung des Geschichts- (deutlicher: des Zeit)begriffs bei Ignatius, der weder auf das Vorher des AT noch auf das Nachher der Wiederkunft Gewicht legt. Allerdings wird man zugeben, daß Johannes noch um das Vorher und Nachher weiß, selbst wenn man Stellen wie 5, 28 f. nicht so sicher wie Maurer dem ursprünglichen Evangelium zuweist. Der Verfasser hat darum sicher recht gesehen, daß Ignatius noch ein gutes Stück über Johannes hinaus weitergeschritten ist. Aber man wird m. E. doch feststellen müssen, daß schon Johannes diesen Weg beschritten hat, manchmal in fast beängstigendem Maße. Auch im dritten Kreise zeigt sich nochmals Aehnliches. Wenn Johannes die Abendmahlsrede ins sechste Kapitel vorschiebt, dann tut er es, um von beidem, vom Abendmahl wie vom Kreuzesgeschehen in derselben Zeitform sprechen zu können und so also beides perspektivisch ineinander zu sehen. Er zerstört die Chronologie (wie etwa bei der Tempelreinigung) gerade mit der Absicht, das historische Geschehen am Kreuz ganz in den Abendmahlsvorgang hineinzunehmen. Auch hier bleibt mir einzelnes fraglich, was zum Teil mit dem Urteil über die Ursprünglichkeit von 6, 51 c ff. zusammenhängt. Darf man wirklich so stark, wie es S. 85—87 geschieht, die eucharistische Einheit der Gemeinde mit ihrem Herrn als die des Glaubensgehorsams und des Willens sehen oder die johanneische ζωή als identisch mit der synoptischen βασιλεία τοῦ θεοῦ? Aber im Entscheidenden kann man wiederum nur zustimmen: Bei Ignatius liegt der Schwerpunkt in der Tat anderswo, nämlich

bei der Einheit der unter *einem* Bischof versammelten Gemeinde, die durch die *eine* Kultfeier gewährleistet wird. Dabei ist wiederum das persönliche Glaubensverhältnis zwischen Herr und Gemeinde völlig vergessen.

So zeigt sich an allen drei Stellen, daß Johannes gnostische Sprache übernimmt, sie aber mit alttestamentlichem Gehalt füllt, während Ignatius johanneische Sprache übernimmt, sie aber wieder mit gnostischem Gedankengut zu füllen beginnt. Man wird darum auch dem Schlußsatz Maurers nur zustimmen können: Es gibt in der Tat keine «heilige Sprache»; das Evangelium *muß* immer wieder in die Sprache der Welt übersetzt werden: es fragt sich nur, ob dabei seine Eigenständigkeit deutlich gemacht oder verwischt wird. Das eine ist bei Johannes, das andere mindestens teilweise bei Ignatius geschehen. So legt man denn dieses Büchlein, das seine Ergebnisse immer am Ende eines Abschnittes gut zusammenfaßt, sehr dankbar aus den Händen mit dem Gefühl, daß wir hier in der Forschung einen wirklichen Schritt vorwärts gekommen sind.

Zürich. *Eduard Schweizer.*

Amadeo Silva-Tarouca, Thomas heute, zehn Vorträge zum Aufbau einer existentiellen Ordnungs-Metaphysik nach Thomas von Aquin, Wien, Verlag Herder, 1947, 209 S., ohne Preisangabe.

A. Silva-Tarouca nimmt die Katastrophe des vergangenen Weltkrieges zum Anlaß, um zu einer Umkehr und «Neuorientierung» auch im philosophischen Denken aufzurufen. Er erwartet — ob mit Recht, bleibe dahingestellt — als Folge der erwähnten Katastrophe allgemein ein vermehrtes Interesse für den Geist und die Ordnung des Mittelalters. «Die neuzeitliche Philosophie wurde ja zuerst aus dem Bruch mit dem Mittelalter geboren. Und zuletzt ist sie im Wirrwarr existentiell mehr oder minder bedeutungsloser Einzelmeinungen verendet. Darum schweift der nach neuen Grundlagen suchende Blick unwillkürlich (und seit Jahrhunderten vielleicht wieder zum ersten Male) über die Grenzen dieser im Todeskampf röchelnden, früher so selbstbewußten 'Neuzeit' in die Vergangenheit zurück. Zuerst und natürlich bleibt er aber am philosophischen Gipfel dieses Mittelalters haften.» Das vorliegende Buch

soll diesem erwarteten Interesse entgegenkommen und eine offenbar für weitere Kreise berechnete Einführung in die thomistische Philosophie geben. Diesem Zweck entsprechend, wird hier nicht auf selbständige philosophische Weiterbildung der thomistischen Lehre Gewicht gelegt, sondern auf deren möglichst einfache, sogar vereinfachte, Wiedergabe. Der Verf. ist überdies bemüht, seine Darstellung möglichst aktuell erscheinen zu lassen; er will «existentiell» philosophieren und verwendet überhaupt die Begriffe «Existenz» und «existentiell» auffallend häufig. Unschwer ist aber zu ersehen, daß diese Ausdrücke hier einen tieferen philosophischen Gehalt nicht haben; sie bedeuten höchstens, was man «lebenswahr», oder «praktisch» heißen könnte, dagegen fehlt eine sachliche Auseinandersetzung mit der modernen Existenzphilosophie, insbesondere mit dem für diese wesentlichen Problem der Kontingenz.

Die thomistische Ontologie ist verstanden als Ordo-Metaphysik. In dem Begriff des Ordo glaubt der Verf. das tiefste Motiv der thomistischen Gottes- und Welterkenntnis zu erfassen. Dieser Begriff beherrscht denn auch die Darstellung. «Als Leitmotiv stellen wir unserer Untersuchung zwei Sätze voran, die eigentlich dasselbe bedeuten: Es ist die Natur, das Wesen der Gesamtschöpfung, *Ordo* zu sein. Und: Die Natur, die Gesamtnatur, zu der auch wir Menschen gehören, *ist* Ordnung. Beides aber folgt aus dem Dasein Gottes: Weil der Schöpfer nichts ohne Weisheit, nichts ohne Zweckabsicht schafft, weil sich Seiner Zweckabsicht kein Geschöpf entziehen kann, darum ist es der Welt *natürlich*, geordnet zu sein; ist die Natur von sich aus Ordo.» Dieser Gedanke wird sowohl näher begründet — in welchem Zusammenhang der Verf. in die thomistische Akt-Potenz-Lehre einführt — als auch weiter entfaltet mit dem Ziel, die Stellung des Menschen in der «Ordnungsmitte» sichtbar zu machen und seine Ordnungsaufgabe, die Gottesliebe, als naturgemäß (im Sinn der metaphysischen Wesens-Natur) zu erweisen.

Wiederholt wird betont, daß der Gottesbegriff — Gott als reiner Akt, vollkommenes wirkliches Sein — die tragende Grundlage der metaphysischen Ordnungslehre ist. Daher ist der Gottesbeweis für diese Philosophie notwendig. «Von der Urtatsache des vorgängig bewiesenen Daseins Gottes nimmt das existentielle Denken seinen Ausgang.» — «Im Ordnungsprinzip und in der daraus folgenden existentiellen Naturtheologie denkt Thomas die Tatsache, daß es einen persönlichen Gott gibt, metaphysisch zu Ende.»

Das Buch will eine wissenschaftliche Darstellung geben; aber zugleich soll es auch einem apologetischen Zweck dienen, was Stil und Auffassung erheblich beeinflußt. Man möchte den Verf. nicht ganz von dem Vorwurf freisprechen, den er dem

großen Duns Scotus macht, daß er nämlich «die Ontologie irgendwie nach dem augenblicklichen zeitgeistigen (apologetischen) Bedürfnis sozusagen korrigiert». Das gilt schon für den Versuch, die Philosophie des Thomas einseitig nur von dem (an sich bedeutsamen) Ordo-Prinzip her zu erklären. Das Ergebnis ist, daß das Buch einen zwiespältigen und daher unbefriedigenden Eindruck hinterläßt. Es kann als wissenschaftliche Einführung in die thomistische Philosophie nicht genügen, aber es dürfte auch seinen apologetischen Zweck nicht erfüllen; denn gerade die Ausschließlichkeit, mit der alles auf das Ordo-System bezogen wird, läßt dieses als allzu spielerisch zu handhabenden Schlüssel zu allen Problemen erscheinen, als daß man es für real ansehen könnte.

Guttannen/Kt. Bern. *Felix Flückiger.*

Miszellen.

AREPO.

Das geheimnisvolle zweite Wort des sogenannten Großen Palindroms ist vor kurzem in dieser Zeitschrift von F. Henke auf eine neue Weise erklärt worden (oben ThZ 1949, 4 S. 316 f.): indem er die beiden Randbuchstaben, das A und das O, absondert und als die bekannten Zeichen für den Anfang und das Ende deutet, gewinnt er innerhalb dieser Umrahmung eine selbständige Gruppe REP, die er aus den Anfangsbuchstaben der Worte REX ET PATER gebildet sein läßt. Für die Anerkennung dieser Vermutung wird ihre eigene Ueberzeugungskraft entscheidend sein. Jedoch gibt es einen Fall, der sie wohl von außen her zu bekräftigen vermöchte. Auf zahlreichen Denkmälern des Altertums findet sich ein seltsames Monogramm, das aus einem P, einem E und einem L zusammengesetzt zu sein scheint (Grundform ⚲). Der Sinn dieser Buchstabenverbindung, die gerade in der späteren Antike sehr häufig auf den verschiedensten Gegenständen angebracht worden ist (zum Beispiel auf gewissen Festmünzen [den Kontorniaten], auf Grab- und anderen beschrifteten Steinen, auf Lampen und Spieltafeln), hat lange nicht ermittelt werden können; nur so viel war immer zu erkennen, daß es sich um ein Zeichen des Sieges handeln müsse. Eben jetzt aber scheint sich eine Lösung gefunden zu haben, die allen Anforderungen gerecht wird. Nach den überzeugenden Ausführungen, die H.-I. Marrou in den Mélanges d'archéologie et d'histoire (École française de Rome) 58, 1941/46, 109 ff. veröffentlicht hat, will das Monogramm als Abkürzung der drei Worte PALMA ET LAURUS verstanden werden. Das Verfahren, eine zweigliedrige Formel durch die Anfangsbuchstaben ihrer drei Bestandteile — der beiden Substantive und des Verbindungswortes — wiederzugeben, wäre hier und in dem fraglichen Mittelstücke des Wortes AREPO dasselbe gewesen. Die